

Von Diana Kinnert

06.10.2021

Die Versprengten

Ein Mann am Fenster. Sein Blick fällt auf verlassene Straßenschluchten. Eine Frau im Zug, auch ihr Blick findet keinen Halt, geht zu Boden. Da ist Morning Sun aus dem Jahr 1952, dann Cape Cod Morning von 1950 und natürlich Hoppers berühmtestes Gemälde, das 1942 entstandene Nighthawks. Das Bild zeigt eine Bar in New York, drei Gäste sitzen am Tresen, dahinter hantiert der Barmann; und keiner sieht den anderen an. Alle bleiben für sich, gemeinsam allein.

Es sind Szenen wie diese, die das Werk des US-amerikanischen Malers Edward Hopper ausmachen. Bilder von vereinzelt Personen, die aus den Fenstern oder auf ihre Getränke blicken. Sie haben leere, dunkle Augen, weilen in unpersönlichen Räumen. Den Betrachter erinnern sie an etwas Grundsätzliches: Der Standardzustand der Menschheit ist die Isolation. Und in Hoppers Werken behebt selbst eine pulsierende Stadt diesen Zustand nicht, sondern verstärkt ihn sogar. Ein Befremden, das berauscht. Das aber auch zerreißt und entmutigt, den Betrachter selbst in eine Verlorenheit schickt.

Man spürt die Kraft und Eindringlichkeit der Bilder. Es ist, als würde uns ein Schleier von der Linse gewischt. Das Erstaunliche: In den sozialen Netzwerken werden Hoppers Werke heute besonders oft geteilt – denn ihre Stimmung trifft, schmerzhaft fast, einen Nerv. Sie fängt ein, was fünf Dekaden nach Hoppers Tod um sich greift, in dieser neuen Gesellschaft der totalen Flexibilität, ein neuer Kapitalismus, die Simultanwelten im Digitalen, die wachsenden Metropolen dieser Zeit.

»We are all Edward Hopper paintings now«, schrieb der amerikanische Autor Michael Tisserand im März 2020 auf Twitter. Die Tweets gingen viral, auch in Deutschland. Denn kaum einer konnte Tisserands Hopper-Gleichnis in Zeiten sozialer Isolation und erzwungener Distanzierung nicht nachvollziehen. Vor allem in den Städten erkannten sich Tausende Follower in den Gemälden Hoppers wieder. Ganz gleich, welches sie betrachteten. »Social distancing« heißt der Begriff der Stunde, und so lautete auch das Stichwort bei Twitter passend: Together at home.

Doch was hier unter der Oberfläche geschah und geschieht, hatte Hopper schon Jahrzehnte zuvor dargestellt. Es hatte keinen Bezug zu irgendeiner Art von Pandemie. Es war nackte Gegenwartsanalyse.

Hoppers Figuren weilen dabei nicht unbedingt an abgelegenen Orten – doch stets sind sie dem Strom der Menschen entrissen. Die Hopper'schen Individuen bevölkern also keine Rückzugsorte per se, vielmehr sind es Inseln der Entfremdung, an die sie die Moderne gespült hat. Die Figuren wirken verborgen, zugleich wie ausgestellt. Die Nighthawks etwa sitzen regelrecht in einem Aquarium, das an ein Gefängnis erinnert: Albtraum im Albraum.

Und so geht es uns jetzt auch, das ist die Verwandtschaft zwischen wirklichen Menschen und gemalten: Wir sitzen beklommen zu Hause, zeigen uns und unsere Gedanken im Internet. »Porträts der Conditio humana« hat John Updike die Bilder Hoppers genannt. Lange her, immer noch gültig.

Als Edward Hoppers Retrospektive in London im September 2004 geschlossen wurde, waren mehr als 420 000 Tickets verkauft worden. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte nur das gefeierte Duo Matisse und Picasso solche Zahlen erreicht. Es ist nun 50 Jahre her, dass Hopper gestorben ist. Seine Popularität aber ist seither ungebrochen.

Was also ist es an Hoppers Melancholie, dass sie so viele begeistert, in seinen Bann zieht, trifft? 1953 hatte Hopper einmal gesagt: »Große Kunst ist der Ausdruck eines inneren Lebens (...), und das innere Leben des Menschen ist ein vielschichtiges Feld.« Es ist vor allem auch ein Spiegel der Verhältnisse, der Umwelt, der Einflüsse auf das Subjekt. In den sich wandelnden Vereinigten Staaten des 20. Jahrhunderts eröffnete Hoppers Sichtweise einen Kontrapunkt zum amerikanischen Optimismus, wie auch der Film Noir der dreißiger und vierziger Jahre oder die Arbeit von Schriftstellern wie Raymond Chandler. Auch dort herrschte eine dunkle, pessimistische

Grundstimmung. Und wie Hopper befassten sich auch die Schöpfer der Filme und Detektivtexte mit den negativen Auswirkungen der Urbanisierung sowie mit den zunehmenden wirtschaftlichen Ungleichheiten. Im Zentrum von Hoppers urbaner Vision steht dabei eine der größten Paradoxien des demokratischen Grundmythos: Wir sind zwar alle gleich geschaffen – aber unsere absolute, unantastbare Einzigartigkeit macht uns dennoch alle zu vereinzelt Individuen.

Bei Hopper wird daraus die Frau, die allein in einem verlassenem Kino sitzt, ein Mann, der in seiner Wohnung jeglicher Gesellschaft beraubt ist. Die Menschen dinieren an den Tischen in einem Restaurant, nicht zusammen, sondern weit auseinander. Eine Sehnsucht lastet schon damals auf den Szenen, das Bedürfnis, zusammenzurücken. Aber es gelingt nicht. Zu gravierend sind die Distanzen, zu selbstverständlich haben sich die Klüfte im modernen Leben etabliert.

Und es ist, als habe Hopper nicht nur das klammheimliche Grundrauschen seiner damaligen Zeit aufgenommen, sondern eine Gefühlslage prophezeit, die sich erst heute raumgreifend breitmacht. Die Live-Streamer und digitalen Voyeure im hyper-modernen Seoul, die Expats im rasenden Shanghai, die Menschen, die sich auch bei uns zunehmend in soziale Medien versteigen, sich in Zoom-Meetings treffen und tagelang auf Handys starren – sie alle werden zu isolierten Protagonisten. Die modernen lost souls. Die Versprengten. Die Hoppers 3.0.

Vielleicht spendet Hopper auch Trost. Abgebildetes Leid ist halbes Leid, die geteilte Einsamkeit nur noch halb so wild. Da ist einer, der kapiert, was sich in Worten kaum erklären lässt. Und er erkennt das Dilemma überall. In den Restaurants, Drogerien, Hotelzimmern, Kinos und sogar noch an den Tankstellen. Räume, die einerseits die Innenwelten des Künstlers spiegeln. Räume aber auch, die stellvertretend für eine kalte, moderne Welt stehen. Und das lässt sich mühelos übertragen, natürlich auch auf jene Sphären, mit denen wir es inzwischen zu tun haben. Hopper wirkt heute wie eine Filterblase, in die sich das entwurzelte Individuum des dritten Millenniums mühelos hineinfinden kann.

Die überaus diffizile Quizfrage, zu der Hopper jeden seiner Betrachter noch immer einlädt, bleibt dieselbe. Was genau sehen wir, wenn wir seine Protagonisten anschauen? Reflexionen von uns selbst? Von unseren eigenen Wünschen, Träumen, Sorgen, Versäumnissen? Oder sehen wir jemand anderen? Jemanden, den wir niemals verstehen und dem wir niemals nahe kommen können? Und: Ist beides am Ende womöglich das Gleiche?

Damit würde sich der Begriff der Einsamkeit auf ein noch anderes Niveau emporschwingen, und vielleicht kommen wir hier jener Sache näher, um die es geht, wenn wir das Phänomen der neuen Einsamkeit wirklich verstehen wollen. Denn dann hätten wir es, beängstigend allemal, mit einer gleich doppelten Verlorenheit zu tun. Der gegenüber anderen. Und jener gegenüber uns selbst. Szenen wie im Digitalmloch Seoul, aber auch genügend Entwicklungen in unseren Metropolen legen es fast nahe: Einsamkeit und Vereinzelung sind nicht mehr nur räumliche und zwischenmenschliche Erfahrungen, sie haben den modernen Menschen auch von sich selbst entfernt. Psychologen haben lange behauptet, man könne einsam nur unter vielen sein. Aber stimmt das noch? Liegt in der modernen Einsamkeit nicht längst auch eine Entfremdung vom eigenen Ich?

Es braucht keine Smartphones, keine Pandemie, um seine armen Seelen zu isolieren. Kalte Glasscheiben, hoch aufragende städtische Gebäude, in denen jeder in seiner Wohnungskapsel lebt, Tankstellen mitten im Nirgendwo – das Gewebe moderner Städte und Landschaften allein wirkt bei Hopper wie eine Maschine, die Einsamkeit regelrecht produziert.

Und mehr denn je sind wir heute Großmeister darin, Isolation zu verbergen, Einsamkeit zu kaschieren, die die Künstler für einen »modernen Zustand« hielten. Unsere Tools der Zerstreung sind raffinierter, die Methoden zur Verflüchtigung verfügbarer und die Strategien der Unverbindlichkeit salonfähiger als jemals zuvor. Um uns sozial zu verknüpfen, nutzen wir Instrumente. Um uns selbst zu meiden, den allseits abrufbaren Zauber der Pixel. Mehr denn je hat gerade die Stadt dabei ihren Status als Ort des klassischen Gemeinwesens eingebüßt. Sie ist vielmehr zu einem Melting Pot der Eskapisten geworden, zum großen Laufsteg für vergnügte Solisten. Aber ohne Marktplatz keine Demokratie. Grassierende Einsamkeit ist Symptom einer De-Demokratisierung. Ein Rückzug unter vielen.

Mit diesem heiteren Versteckspiel war nun kürzlich Schluss. Corona schleuderte uns mit Macht jene Frage entgegen, die auch die Kunst eines Edward Hoppers so vehement stellt: Was bleibt übrig, wenn die Freiheiten des modernen Lebens auf einmal beseitigt sind? Was bleibt, wenn die Bühnen der Ablenkung mit einem Schlag geschlossen werden? Das geschah vor allem während der Pandemie: Ein besonders in und von den Städten sonst entertainmentübertünchter Zustand trat ans Tageslicht und überfiel unsere Seelen. Viele hatten es auf einmal mit der Einsamkeit zu tun, bzw. sahen sich der Notwendigkeit ausgesetzt, mit diesem Zustand irgendwie klarzukommen. Corona legte die von Hopper hell illuminierte Maschinerie der uns umgebenden Welt mit einem Schlag lahm. Das große Theater wurde kurzerhand dichtgemacht, und nun mussten alle nach Hause gehen. Verordnet wurde im selben Zuge die Zwangsbegegnung mit uns selbst, und dabei wurde eine chronische Seelenschiefelage an die Oberfläche gespült.

Soziologen sprachen prompt vom größten Sozialexperiment aller Zeiten, und eines konnten sie nicht erst seit Corona mit Gewissheit konstatieren: Dass die Moderne ganze Heerscharen von Menschen in städtische Lebensstile versetzt hat, die mit einer alten Geselligkeit nicht mehr viel zu tun hat. Nonchalant gesagt: Vor allem in den Städten, so scheint es, tut der Mensch nur noch so, als sei er das soziale Wesen, für das er sich hält. Fröhlich sitzt er in den Cafés, fließt unter Tausenden seinesgleichen zur Arbeit, besucht im routinierten Pulk die Bühnen des kulturellen Treibens, hochmodern vernetzt und dabei scheinbar innig verbunden – bis Corona das Kartenhaus in sich zusammenfallen ließ. Der Mensch, allein zu Hause. Der moderne Konsument, erloschen in seiner eigenen Welt. Die Kulissen standen auf einmal da wie schweigende Mauern, die glitzernden Vitrinen wie leere Versprechungen, die Häuser wie Käfige. Eklatanter als sonst wo wurde der moderne Mensch in der Stadt zum Insassen. Und dies war kein symbolisches Bild, sondern reales Szenario: Das liberale Tollhaus war jetzt geschlossen.

Dabei legte Corona lediglich offen, woran das Gemeinwesen schon länger krankt. Einsamkeit, aus Vereinzelung, aus einem Individualismus, der das Bindungslose, das Unverbundene belohnt, verherrlicht. Wisch über Spotify. Living in a Ghost Town.

Was ist geschehen? Die alten Strukturen der Begegnung scheinen verbraucht, fühlen sich in der Ekstase der neuen Zeiten irgendwie ausgeleiert an. Wenn wir im Park sitzen und nicht mehr wirklich im Park sind. Wenn wir einen Termin haben und schon an den nächsten denken. Wenn wir im hippen Coffeeshop mehr Messages beantworten und öfter auf den Laptop starren, als wir Blickkontakt mit anderen Menschen haben. Die modernen Kaffeehausketten und Cappuccino-Tempel sind par excellence zu Hopper'schen Orten geworden: Von sedierender Musik berieselte Inseln zwischenmenschlicher Begegnungslosigkeit.

Überhaupt ist das Zwanglose zur allgemeingültigen Umgangsformel geworden. Verabredungen gelten nur noch vage, das gemeinsame Abendessen ist zum Quotentermin degradiert. Fange ich mit der Begehrlichkeit von Parteien, Gewerkschaften, Kirchen an, Ankern, Pfeilern, Instanzen der Demokratie, die Laune wäre noch gedrückter.

Derweil sind, quasi im selben Spülgang, aus einstmaligen handfesten und oft notwendigen Tätigkeiten beiläufige, zerstreue, zerströme und nach Belieben annullierbare Zeitvertreiber geworden, die dem Selbstzweck dienen. Der Gang in den Biomarkt, die Sitzung beim Osteopathen, der Shopping-Bummel in der City. Jugendliche cornern in wolkenartigen Gebilden vor den Kiosken oder treffen sich virtuell bei Ego-Shooter-Spielen. Diese Treffen können nächtelang dauern. Man telefoniert dabei, isst dabei, chattet dabei.

Im selben Zuge, wie alte Begegnungsmuster verwischen und verschwinden, bieten die neuen jedoch noch längst keinen sicheren Halt. Das verbindende und soziale Versprechen des digitalen Zeitalters hat sich in vielen Fällen als Farce entpuppt. Fake News, Shitstorms, nicht endende Phishing Mails und wuchernde Desinformationsblasen: Es sind nur einige Merkmale jener neuen Begegnungswelten, in denen das Gemeinwesen verkümmert, zu Zweifeln, Zwietracht, Lug, Trug und nicht selten Gewalt.

Sogar auf Demonstrationen haben klassische Lager und Gruppierungen ihre Identität aufgegeben, derweil sich in den Echokammern der digitalen Sammelbecken ziemlich wilde neue Mixturen zusammenbrauen. Mixturen, die sich nicht mehr durch Dialog auszeichnen, sondern durch blanke Herabwürdigung. Aluhüte und Linke liefen auf, Rechtsradikale und Feministinnen, normale Bürger

und schräge Vögel. Kurz kreischten und marschierten sie Seite an Seite, vereint im Moment des Verschwörungsfiebers, verbündet im Eifer der Schuldzuweisung. Wohl selten zuvor wurden Beliebigkeit und Hilflosigkeit auf so irre Weise zelebriert. Für einen Wimpernschlag fand da zusammen, was nie zusammengehörte. Doch nicht etwa Solidarität oder Dialogbereitschaft speisten die Proteste, sondern perfide Nebeneffekte der Ausgeschlossenheit: Angst, Missgunst, Hohn, Ohnmacht und Verlogenheit.

Der Mensch sitzt nun insgesamt leicht verstört zwischen den Stühlen. Dem guten Alten hat er abgeschworen, in den Verlockungen des Neuen muss er sich erst noch zurechtfinden. Und genau dabei steht gerade etwas Entscheidendes auf dem Spiel: Die Fähigkeit, ein neues Miteinander mit sich selbst und anderen gütig zu verhandeln. Guten Morgen, Demokratie. Auch schon wach?

So sehr wir Hoppers Bilder betrachten, bewundern oder gar mögen, so sehr haben wir doch immer gehofft, seiner Vision vom entfremdeten, atomisierten Individuum zu trotzen – und stattdessen als Gemeinschaft zu überleben. Gelungen ist uns das nicht unbedingt. Der Einsamkeit – die für den Philosophen Hans Rusinek noch zum Menschsein gehörte – wird hier nicht einmal mehr begegnet. Wie oft haben Sie über Einsamkeit, über Vereinzelung diskutiert, in Kultur, Gesellschaft, Politik? Ich arbeite dazu seit sechs Jahren. Meine Antwort ist: Seltenst.

Sie, die Einsamkeit, wird heute einfach unter den Teppich gekehrt. Die britische Kulturwissenschaftlerin Olivia Laing meint, dass Hopper uns in dieser Hinsicht die Hand reicht, auch über die Zeiten hinweg. Das »Bedürfnis der Einsamen nach Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit, danach, gehört, berührt und gesehen zu werden«, wie Laing es nennt, ist jedoch schwer zu besprechen. Es geht um »Glaswände in der sozialen Interaktion«, die malerisch vielleicht am besten zum Ausdruck kommen.

Laing schreibt über eine Dualität, die der Einsamkeit innewohnt: Einerseits die Sehnsucht nach Nähe und Kontakt, andererseits aber auch eine Art Schutzreflex. Denn das Unberechenbare der Moderne, sichtbar und verdichtet, kann verständlicherweise auch zu einer Angst vor Verletzlichkeit führen. Die zunehmend beschleunigte, widersprüchliche und unverständliche Welt nämlich ist durchaus imstande einzuschüchtern. Sie kann stressen, fordern, trügen und verwirren. Bis man sich ihr – bewusst oder unbewusst – gewissermaßen ausgeliefert fühlt. Bis man den Wunsch nach Offenheit und Nähe irgendwann nicht mehr zulässt, den Drang nach Sozialisation gar unterdrückt. Heißt: Der moderne Mensch ist von der modernen Welt überfordert. Und dann macht er zu. Eine Entfernungsbewegung, auch aus Verantwortung, auch aus Demokratie.

Die Shell-Jugendstudie wird ihnen das so nicht sagen. Wenn Sie sich ansehen, wie Kinder und Jugendliche auf TikTok vom Marmelade einkochen träumen, im Phänomen Cottagecore, also einem Landhausleben-Fetisch, baden, oder einfach in Gaming- Fantasien wohnen bleiben, statt nach unbezahlten Praktika und prekären Jobs auf Kettenbefristung Jagd zu machen, dann findet die These vom Rückzug aus Angst und Überforderung schnell ihre Gewänder.

Mitten im Nervenzentrum unseres heutigen Geschehens: Die Geschwindigkeit ist gewaltig, die Taktzahl hoch, die schiere Menge an Dingen, Eindrücken und Reizen enorm. Der Schreck, die Überflutung, das junge Leben in den Städten als urbane Verklausulierung des Zeitgeschehens. Und womit haben wir es zu tun? Da ist der Wettbewerb, der herrscht, die Informationsflut, die regiert, die Menge an schlechten Nachrichten, die uns entgegenhallt. Da ist die Zeit, die uns geraubt wird, der Überfluss, der betäubt. So schallt es entgegen, kein Wunder, dass sich so mancher in dieser Echobox die Ohren zuhält. Wenn es zu viel wird, zu laut. Wenn die Isolation zum Schutzschild gerät. Andere Ursachen und Formen der Einsamkeit können schlimm genug sein. Trennung, Jobverlust, Armut, Alter, Krankheit, Angst und Scham. Wenn die Einsamkeit der Moderne jedoch obendrauf drückt, wird es dunkel.

Ist dies womöglich auch der Grund, warum laut Umfragen die statistische Anzahl wirklich enger Freunde in den Städten seit 1985 von drei auf eins geschrumpft ist? Warum hingegen die Anzahl jener, die sagen, dass sie niemanden haben, mit dem sie über ernsthafte Dinge reden könne, seither um das Dreifache gestiegen ist? Liegt hierin womöglich auch der Grund, warum heute 55 Prozent der Städter angeben, sie würden sich »mindestens gelegentlich« einsam fühlen?

Das Zeitalter, das wir heute betreten, wird erstmals von völlig anderen Prämissen markiert. Nie wurden wir so vehement dazu aufgefordert, das Trennende als Optimum zu verinnerlichen, unsere Biografien derart abgespalten, isoliert und auf uns selbst bezogen zu entwerfen. Flüchtigkeit, Zerstreung, Vereinzelung, Gefühlsvermeidung, Intimitätsscheu, Beziehungssabotage und Bindungsunfähigkeit sind die größten Treiber der modernen Zeit. Doch sie zerschießen und sprengen, worauf wir uns als Bevölkerungen, Teilgruppen und Familien jahrtausendlang verständigt haben. Soziologie und Medizin weisen es nach: Einsamkeit breitet sich aus wie eine Epidemie, unter jüngeren wie unter älteren Menschen. Betroffen sind mehr als 14 Millionen Menschen in Deutschland, mehr als 40 Millionen in Europa. Gut und gern 20 Millionen allein in Japan, weit über 30 Millionen in den USA. Und die Zahl der Betroffenen nimmt schnell und stetig zu.

Und als wären die Makro-Folgen nicht ausreichend brutal, auch die Biologie gibt Rückmeldung: Einsamkeit ist eine ebenso starke Ursache für einen frühen Tod wie das Rauchen von 15 Zigaretten am Tag. Einsamkeit ist laut Untersuchungen doppelt so tödlich wie Fettleibigkeit. Aber auch andere Krankheiten treten häufiger und früher auf, wenn unsere Verbindungen zu anderen Menschen unterbrochen sind. Demenz, Bluthochdruck, Alkoholismus, Depressionen, Paranoia, Angstzustände.

Wenn wir uns einmal die Mühe machen, das so grundlegende wie unsichtbare Gefühl zeitgemäß zu begreifen, offenbart sich die Einsamkeit als radikalster, folgenschwerster und am meisten unterschätzter Gigatrend unserer Zeit.

Allein die Verschiebungen von Fabrikschloten zu intelligenten Techniken, vom Lichtspielhaus zu Tiktok erklären die Geschwindigkeit unseres sozialen Zusammenbruchs aber nicht. Die strukturellen Veränderungen wurden von Anfang an von einer Ideologie begleitet, die unsere soziale Isolation erzwingt – indem sie diese belohnt. Unsere Zeit ist geprägt von einem überbordenden ökonomisierten Individualismus, der von einer kapitalistisch getriebenen Konkurrenz befeuert wird – und gerechtfertigt durch den Mythos von scheinbar autonomen, in Wahrheit jedoch sich selbst verletzenden Figuren.

Thomas Hobbes vorsozialer Zustand war ein Mythos. Wir aber manövrieren uns sehr real in einen postsozialen Zustand hinein, den unsere Vorfahren für unmöglich, für töricht und keineswegs lebensfördernd gehalten hätten. Stattdessen wird nunmehr ein Zustand wahr, in dem das Leben böse und einsam ist, brutal und lang. Dieser Mythos wird jetzt durch die Religion unserer Zeit auf recht durchtriebene Weise Wirklichkeit: Ein Fest des extremen Individualismus und des universellen, jeden Lebensbereich durchdringenden Wettbewerbs.

Wir sehen und erfahren Vereinzelung. Sie ist das Ergebnis eines Dogmas der Flexibilität, wie der Soziologe Richard Sennett sagt, eines Regimes der Flexibilität, der Anpassung, bis hin zur Selbstverzerrung, dem Leugnen ureigener Bedürfnisse, der Biologie des Menschen als ultrasoziales Säugetier, das konstituiert ist, sich zu verdrahten, und verkümmert, wenn eben dies Vernachlässigung erfährt.

Warum sind wir so, warum lassen wir das zu? Wir sind unterworfenen Figuren in einem System, einer Wirtschaftsweise, die uns in Sozial- und Kulturleben durchdringt, und dadurch Demokratie, Politik, Gemeinschaft substanziell gefährdet. Das hat mit dem Kapitalismus dieser Tage zu tun. Exit statt ehrbarem Kaufmann, Exit statt generationenübergreifendem Familienunternehmen, Exit statt gut entlohnter, lebensplanender unbefristeter, Exit statt Betriebsrat, Gewerkschaft, Tarifautonomie, Exit statt Abteilung, Kollegen, Kantine. Es ist die Hybris des Individualismus darin ein selbstbestimmtes Leben leben zu wollen.

Es geht uns schlechter. Es geht uns wirklich schlechter, Dinge sind verstetigt, gefestigt, schon die Voraussetzungen für Widerspruch, Aufstand und Widerstand perfide pulverisiert. In der Vereinzelung bleibt die Selbstausschöpfung unverspürt, unbemerkt. Wie perfide ist es, gesunde Arbeitnehmervertretung, soziale Bewegung, den Ruf nach Solidarität in der Luft zu zerreißen, indem Organisation und Mobilisierung eliminiert werden - durch das Auflösen der Gemeinschaften? Es gibt Profiteure der Einsamkeit, der Vereinzelung, Akteure, die sich im Privileg, im Profit halten, indem sie Gemeinschaft sabotieren wird. Ich habe das lange nicht gesehen.

Einsamkeit gab es vor Jahrtausenden, ja, es ist ein natürliches Sentiment in unserer menschlichen Erfahrungswelt, es ist aber auch gesellschaftliches Phänomen, ein kranker kollektiver Seelenzustand, der den neuen Blick verlangt. Die Bedingungen, dass Einsamkeit gedeiht, haben sich gewandelt im technologischem Totalitarismus, in einem Wirtschaftssystem zerschlagener Solidaritäten, in einer gestörten politischen Kultur, da die verständliche, verständliche soziale Sehnsucht nach Zusammengehörigkeit, mündend in moralischen Kollektiven, über dem gesundem Wettstreit der Ideen steht.

Eine Industrie, ein Mittelstand, der nicht mehr widerstandsfähig ist, Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer in der totalen Ohnmacht, der Weigerung zum Gefühl, digitaler Selbstsedierung, politischer Apathie, einer Einsamkeit, die sie zutiefst krank macht, eine aufgehobene demokratische Kultur, die infantil über Rhetorik streitet, statt Realitäten zu besprechen, die auf medienökonomische Inszenierung schießt, statt Konfrontationen auszuhalten, ein politisches System, eine Demokratie, die ihre Demokratinnen und Demokraten verliert. Da werden wir herauskommen, es ist schon Gegenwartsdiagnose: Der postsoziale Zustand. Eine Anti-Voraussetzung für Demokratie.

Nicht nur Demokratie, sondern Politik selbst, der öffentliche Raum selbst, erübrigt sich, wenn sich in ihm keine Gemeinschaft aufhält, eine Gemeinschaft, die natürlich, intuitiv, konstruktiv, kooperativ zusammenfindet, statt aus der sich destruktiv, rachsüchtig, lethargisch verabschiedet wird. Wir individualisieren uns zu Tode. Wir müssen zurückkehren zu einer Kultur der Beziehungsfähigkeit, Bindungsfähigkeit als Gesellschaftswert, dem Prinzip Verantwortung, natürlicher Solidarität, modernen Modellen der Partizipation und des Widerspruchs, neuen, offenen, sozialen Räumen für Gestaltung. Und wir müssen sprechen über diese neuen Voraussetzungen und Bedingungen der Moderne, in denen sich Demokratie zwangsläufig wird abspielen müssen. Nur mit emanzipiertem Blick kann das Primat der Politik, kann Gestaltung, statt Ausgeliefertsein, noch gelingen. Es geht um nicht mehr und nicht weniger als die Rettung der politischen Gemeinschaft.